



Impulsvortrag beim Pietismusgespräch 2018

**„Chancen und Grenzen des Pluralismus in unserer Landeskirche.
Die Einheit wahren und schriftverantwortet handeln
in herausfordernden Zeiten“**

**am 25. Januar 2018
im Brenz-Raum im Evangelischen Oberkirchenrat**

Sehr geehrte Damen und Herren! Liebe Schwestern und Brüder!

Ich grüße Sie alle herzlich und freue mich auf das gemeinsame Gespräch, das gerade in diesen Wochen und Monaten so wichtig ist.

Das Thema, auf das wir uns im Vorfeld verständigt haben, lautet ganz programmatisch: „Chancen und Grenzen des Pluralismus in unserer Landeskirche. Die Einheit wahren und schriftverantwortet handeln in herausfordernden Zeiten.“ In diesem Titel steckt viel Grundsätzliches, was die Heilige Schrift angeht. Gleichzeitig können es auch nur einige Gedanken sein, die ich hier darlege, und keine erschöpfende Gesamtdarstellung.

Schriftverantwortet handeln – was heißt das in diesen Tagen genau? Die Einheit der Kirche – was macht sie aus, wo stößt sie an Grenzen? Ich will mit meinem Vortrag einige zentrale Überzeugungen unseres evangelischen Glaubens herausstellen und dabei das benennen, was uns eint und das, wo heute vielleicht Gesprächsbedarf besteht. Ich beziehe mich heute auch auf frühere Äußerungen, die ich vor der Synode zu diesem Themenbereich gemacht habe. Das gilt besonders für meinen Bischofsbericht in der Frühjahrssynode 2017 zur Bedeutung des *sola scriptura* in heutiger Zeit, aber auch zur Strategischen Planung der Landeskirche auf der Herbstsynode 2017 und schließlich meine Beiträge zur Einheit der Kirche auf der Herbstsynode 2017.



1. Zur Einführung: Das ist die aktuelle Lage

Ich will mit meinem Vortrag auch zu den vielen Fragen Stellung beziehen, die an mich gerade im Umfeld der letzten Tagung der Landessynode gestellt worden sind. Die Entscheidung der Landessynode im November 2017, dem Vorschlag des Oberkirchenrates über die Einführung einer Amtshandlung zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare mehrheitlich zuzustimmen, aber eben nicht mit der notwendigen 2/3-Mehrheit, hat zu vielfältigen Diskussionen in unserer Landeskirche geführt. Der Entwurf war ein Vorschlag, der einen Kompromiss bildete. Seine vielen Details und Regelungen wurden leider vergrößert dargestellt.

Diese Diskussionen halten weiterhin an. Besondere Bedeutung hat eine Erklärung von Prälatinnen und Prälaten, Dekaninnen und Dekanen, Schuldekaninnen und Schuldekanen – der sogenannte „Ulmer Einwurf“ – erlangt, die ihrer Sorge Ausdruck verliehen haben, die Festschreibung des *status quo* löse die Grundproblematik des Umgangs mit gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen, die um einen Segen bitten, nicht, sondern bedeute eine Fortschreibung der Diskriminierungsgeschichte dieser Menschen. Mittlerweile haben 80% der mittleren Leitungsebene unserer Landeskirche diesen „Einwurf“ unterschrieben und halten fest: „Mit dieser Entscheidung ist die damit verbundene theologische und gesellschaftliche Herausforderung nicht gelöst. Sie muss uns auf allen Ebenen der Landeskirche weiterbeschäftigen. Die Reaktionen Betroffener zeigen, wie tief gleichgeschlechtliche Paare von dieser Entscheidung enttäuscht und verletzt sind. Die derzeitige Regelung lässt Gemeinden, Pfarrerinnen und Pfarrer keinen Raum für ihre Gewissensentscheidung, gleichgeschlechtliche Paare in einem Gottesdienst zu segnen.“ Es wird in dieser Erklärung deutlich gemacht, dass sich die Unterzeichnenden an das Recht der Landeskirche halten werden.

Es gibt andere Ankündigungen in diesen Tagen, die auch die bestehende kirchliche Ordnung überspringen wollen. Auf der anderen Seite erreichen mich Briefe, die keinerlei Möglichkeit eines Kompromisses in dieser Sache sehen, also auch nicht



zugestehen können, dass es in dieser bestimmten Frage Einzelfallentscheidungen geben kann.

Nun wollen wir heute Vormittag nicht die Argumente der synodalen Gesprächskreise noch einmal austauschen. Hier und heute geht es darum, uns gemeinsam zu vergewissern, was uns in der Landeskirche, in den Gemeinden, Gemeinschaften und Verbänden trägt und wie eine gemeinsame Verständigung aussieht, die die Bibel als heilige Schrift als Mitte und tragenden Grund erkennt und die Einheit der Kirche erhält.

In einer Gesellschaft, die leider die Bibel zunehmend völlig aus ihrem Alltag wie aus ihrem Handeln verdrängt hat, ist es wichtig, hier und heute, diese Gemeinsamkeit von uns allen an den Anfang zu stellen. Ich rufe uns daher die Jahreslosung aus Offb 21,6 für dieses Jahr 2018 in Erinnerung: „Gott spricht: Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers.“

Halten wir fest: Gott schenkt uns auch durch sein Wort Trost und Stärkung, das wir so nötig haben. Er kennt unsere Sehnsüchte und unseren Mangel und macht uns satt.

2. Hermeneutische Grundlinien:

An den Anfang der Überlegungen zum Schriftverständnis will ich den großen Pietisten Philipp Jakob Spener stellen. In einem Brief, aus dem ich gleich einige Passagen zitieren will, legt Spener offen, wie ein pietistisches Schriftverständnis zu kennzeichnen ist. Es ist *ein* Zeugnis evangelischer Bibelhermeneutik und lohnt, bis heute gewürdigt zu werden.

Nachdem Spener die Töchter des Grafen von Nassau-Idstein in Idstein 1675 kennengelernt hatte und sie seelsorgerlich begleitete, wandten sie sich an ihn mit der Bitte, ihnen aufzuzeigen, wie ein gottgefälliges Leben in der Praxis aussehen könne. Spener empfiehlt zunächst im Kreis der Schwestern und weiterer Vertrauenspersonen, dort, wo sie leben, „gottselige Übungen“ vorzunehmen. Und



über diese sagt er dann in einem Brief¹ aus dem Jahr 1676: „Es will aber der meiste anfang in allem solchen mit fleißiger lesung heiliger schrift gemacht seyn“ (587, 37f). Spener ruft uns heute also in Erinnerung, dass ein Leben, das Gott gefällt, ohne die regelmäßige Lektüre der Bibel schwer vorstellbar ist.

Ich denke, so sehr wir hier unter uns heute einen Konsens darüber haben, so wichtig ist es, alles zu unternehmen, dass Menschen Zugang zu der Bibel erhalten und angeregt und ermuntert werden, in der Bibel zu lesen. Die Gemeinschaften leisten dazu einen wichtigen Beitrag. Als ganze Landeskirche ist dieses Anliegen, ja diese Verpflichtung zentral. Wir bauen Kitas, in denen Kindern die biblischen Geschichten kennenlernen, wir stärken den RU und KU, wir unterstützen Bibelverbreitung und Erwachsenenbildung, wir sprechen biblische Worte bei Grußworten, in Diskussionen und natürlich in Gottesdiensten und Andachten.

Spener sieht aber nun, dass der Hinweis auf die fleißige Lektüre allein noch nicht ausreichend ist für die jungen Gräfinnen. Und so entwickelt er hier eine regelrechte Bibelhermeneutik. Zunächst empfiehlt Spener, bei der Bibel nicht mit dem Alten Testament zu beginnen, sondern mit dem Neuen Testament, und zwar mit den Johannesbriefen und fährt fort: „darnach immer weiter auf andere nach führung eines gottseligen handleiters fortgegangen“ (ebd., 45). Der Beginn der Lektüre mit den Johannesbriefen, in denen so trefflich von Gottes Liebe geredet wird, ist ein wohlthuender Beginn. Typisch für Spener ist die Worttreue, die er den biblischen Schriften insgesamt entgegen bringt.

So spricht er in seinem Brief davon, „kein wörtlein stehe vergebens“, und es sei nicht „rathsam, dass man auf einmal vieles nach einander lese, sondern weniges, aber mit fleißigem nachsinnen.“ (ebd., 53).

¹ Ph. J. Spener, Brief an eine Gräfin von Nassau-Idstein in Idstein, Frankfurt a.M. 1676, zit. n. ders., Briefe aus der Frankfurter Zeit 1666-1686, Bd. 2: 1675-1676. Hg. v. J. Wallmann i. Zus. m. M. Matthias u. M. Friedrich, Tübingen 1996, 586ff.



Ausdrücklich betont Spener, wie segensreich das gemeinsame Nachsinnen ist – und empfiehlt einen Austausch darüber. Die *gemeinsame* Lektüre in einem solchen Kreis kann eigene Verstehenshindernisse beseitigen. Und sie kann auch zu der Einsicht führen, dass unser eigener Verstand an Grenzen des Verstehens stößt.

Besonders gilt das für anstößige Aussagen der heiligen Schrift. Spener schreibt darüber, „es stecke in solchem doch noch vielmehr, als wir darinnen erkant haben“ (ebd., 588, 61f). Spener ist darin gleichsam vernunftkritisch und rechnet damit, dass das eigene Verstehen-Wollen, den Zugang zur Bibel verstellt, auch für den Frommen: „So sollen wir zum fördersten dabey uns unserer angebohrnen blindheit des natürlichen Vestandes demüthig erinnern und erkennen, dass auch dasjenige, was wir gleichwol aus andern orten gefasset, eine gnaden-erleuchtung Gottes gewesen.“

Schließlich betont Spener, dass die genaue, respektvolle und gemeinschaftliche Bibellektüre kein Selbstzweck sei, sondern das Handeln der Gläubigen bestimmen solle. Er schreibt: „Immerdar aber trachten, alles, was wir gelesen haben, auch in der that ins werck zu richten“ (ebd., 74).

Ich fasse zusammen: Der Motor pietistischer Reformbewegung, Philipp Jakob Spener, ruft zu einer regelmäßigen, genauen und gemeinschaftlichen Bibellektüre auf, die den Gläubigen erbaue und sein Handeln betreffe. Auch hierin, so denke ich, haben wir hier und heute einen großen Konsens. Die Liebe zu Gottes Wort verbindet uns in der Kirche.

Wenn wir heute als evangelische Kirche auf Spener zurückblicken, so bleibt daran festzuhalten, dass jede Methode der Bibelauslegung damit beginnt, mit der Vertrautheit der biblischen Worte zu rechnen.

Oft sind es Worte, die längst tief in uns verwurzelt sind, Worte des Trostes aus schwerer Zeit wie Ps 23 oder Worte des Rufs in die Nachfolge wie Mt 28,18-20.

Daneben aber weist Spener darauf hin, dass biblische Worte auch mit Fremdheitserfahrungen verbunden sind. Das will ich näher erklären:



Fremdheit kann hilfreich und konstruktiv sein, um etwas neu zu begreifen – oder es kann einfach nur fremd sein und das Verstehen behindern. Diese zweite, destruktive Form der Fremdheit ist hier nicht gemeint. Ganz im Gegenteil: Jeder Bibelkreis, jede Schulstunde und sogar Predigt will die Vertrautheit mit dem Bibelwort nähren und stärken. Da haben wir alle zusammen eine große Aufgabe in einer Gesellschaft, die oft die biblischen Geschichten und Worte Jesu vergessen hat oder, wie in der früheren DDR, nie kennen gelernt hat.

Die Fremdheit, von der ich rede, ist dagegen, wie der Theologe Martin Hailer² es ausdrückt, ein „hermeneutischer Gewinn“. Das ist natürlich nicht ökonomisch gemeint. Gemeint ist die soteriologische Dimension. Hailer schreibt: „Die Begegnung mit der fremden Schrift hat es mit der Begegnung mit Gott zu tun, die diejenigen, die sich darin finden, nicht unverändert lassen wird.“ Ich denke, diese Fremdheitserfahrung bewahrt uns vor frommem Hochmut. Gott will uns immer neu begegnen und oft gerade da, wo wir es nicht vermuten. Ich werbe für diese Bereitschaft, sich von Gott überraschen zu lassen, gerade in den dunklen Schriftstellen und gerade dort, wo wir auch in unseren frommen Kreisen längst zu wissen meinen, was Gott sagen will.

Die historisch-kritische Methode hat genau hierin ihre Stärke und eben auch ihre Anfechtung. Denn manchmal benötigen wir eine Hilfe darin, dass das ganz Vertraute einmal neu fremd werden kann. Es befreit uns von unseren Vorurteilen. Das ist gut. Zugleich ist die historisch-kritische Methode für viele eine andauernde Anfechtung. Sie bedroht, dass uns die neu fremd gewordenen Bibelworte nicht mehr vertraut werden, dass wir sie uns nicht mehr aneignen können. Mein Eindruck ist, dass es ganz wesentlich davon abhängt, ob dieses Bibelverstehen der Bibelkritik respektvoll geschieht. Anlässlich einer Tagung im letzten Jahr zur Aktualität des reformatorischen *sola scriptura* schrieben die Veranstalter in Erlangen: „Es ist

² M. Hailer, Das Wagnis der Fremdheit und die soteriologische Funktion der Schriftlektüre, in: N. Hamilton, *Sola Scriptura. Die Heilige Schrift als heiligende Schrift* (Beihefte zur Ökumenischen Rundschau 116), Leipzig 2017, 97.



notwendig, einen Weg zu finden, der beides verbindet: einen reflektiert-kritischen Umgang mit diesen Texten und eine Anerkennung der Heiligkeit derselben. Nur so nämlich können Theologie und Glaubenspraxis eine tragende Stütze des menschlichen Miteinanders sein.“³ Dieses Miteinander ist vor allem im Hinblick auf die Kirche selbst von großer Bedeutung.

3. Kirche als Auslegungsgemeinschaft

Zur Bildungstradition der reformatorischen Kirchen gehört nun das Studium der Bibel in vielfältigen Formen von Bibelauslegung immer schon dazu. Wichtig zu betonen ist, dass Bibelverstehen – wie wir bereits bei Spener gesehen haben – ganz wesentlich im Horizont *gemeinsamer* Aneignung geschieht. Gemeinden, Bibel- und Hauskreise sind dabei wesentliche Räume, in denen diese Auslegungsgemeinschaft eingeübt und gelebt wird.

Die Rede von der Kirche als Auslegungsgemeinschaft bewahrt uns nun davor, in selbstgenügsame Teilkirchen zu zerfallen, die sich der Mühe und dem Ringen um die Auslegung der Bibel nicht mehr unterziehen. Ich räume gerne ein, dass der unbefangene Umgang mit der Vorstellung solcher Teilkirchen, den ich auch in manchen Äußerungen der letzten Wochen wahrnehme, mir Sorgen bereiten.

Auslegungsgemeinschaft meint nicht, dass alle die gleiche Auslegung vorlegen, sondern im gemeinsamen Hören und Antworten, im Austausch über verschiedene Wahrnehmungen und im Wissen über die jeweiligen Kontexte den Text wahrnehmen. Auch in der Auslegungsgemeinschaft der Kirchen im Lutherischen Weltbund gibt es gemeinsame Wahrnehmungen, aber auch Spannungen und Kontroversen. Im 20. Jahrhundert betrafen solche Kontroversen etwa: die Bedeutung des Volkes, der ethnischen Zugehörigkeit oder der Nation für die Kirche; die Frauenordination, sowie

³ N. Hamilton, *Sola Scriptura. Die Heilige Schrift als heiligende Schrift* (Beihefte zur Ökumenischen Rundschau 116), Leipzig 2017, 5.



Fragen in Bezug auf die Sexualität. „Bei diesen Kontroversen waren die Vertreter aller Positionen der Meinung, die Bibel auf ihrer Seite zu haben.“⁴

Die Auslegung der Heiligen Schrift ist mehr als das Vorlesen eines Bibelsatzes. Es meint vielmehr den *geistlichen* Gebrauch der Schrift, als das Fundament von der rettenden und lebensspendenden Botschaft von Jesus Christus. Die gesamte Bibel muss im Lichte *dieser* lebensspendenden Botschaft ausgelegt werden.

Als Kirche sind wir eine Auslegungsgemeinschaft der Heiligen Schrift. Beides ist dabei zu betonen: Wir legen zum einen die Bibel immer aufs Neue in eine plurale, vielfältige Welt hinein aus, von der wir freilich selbst Teil sind und darin leben, und wir tun das zum anderen als Gemeinschaft der Getauften. Unterschiedliche Auslegungstraditionen stehen für den Reichtum unserer Kirche. Nur so bleiben wir in der Kirche gesprächsfähig, indem wir uns theologische Rechenschaft geben. Dieser Reichtum bedroht für mich nicht die Einheit unserer Landeskirche.

Ich sage noch einmal: Jesus Christus ist der Herr der Kirche. Ohne ihn kann es daher auch keine Auslegungsgemeinschaft geben. Die Auslegungsgemeinschaft hat meiner Überzeugung nach ein dreifaches Fundament:

nämlich als erstes die Taufe – dazu sind wir schon einmal alle berufen –,

als zweites die Bibel als Heilige Schrift und

als drittes – das sei in einer lutherischen Württembergischen Kirche doch gesagt – die Bekenntnisschriften, die in der Auslegungsgemeinschaft auch eine wichtige Rolle spielen.

Was heißt das nun für das Verhältnis von Einheit und Vielfalt? In der Taufe ist die Einheit aller Getauften in der Kirche gleichsam sichergestellt, weil sie in Christus in den Leib der Kirche hinein getauft sind. In der Vielfalt der Bibelauslegungen zeigt sich eben auch die Vielfalt der Auslegungsgemeinschaft, die aus der Einheit der

⁴ Lutherischer Weltbund (Hg.), „Im Anfang war das Wort“ (Joh 1,1): Die Bibel im Leben der lutherischen Gemeinschaft. Ein Studiendokument zur lutherischen Hermeneutik, 2016, 9.



Getauften kommt. Und die Bekenntnisschriften beziehen sich auf die Einheit und geben auch einen Rahmen für die Auslegung bzw. eine Auslegungsgemeinschaft vor. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Formulierung von CA VII, die zentral ist für unser reformatorisches Bibel- und Kirchenverständnis:

„Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden. Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, dass das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden, wie Paulus sagt: ‚Ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe‘ (Eph 4,4.5).“

Ich fasse zusammen: Gemeinschaft entsteht aus dem Hören des Wortes je neu. Das ermöglicht der reformatorischen Kirche elementare Grundspannungen der Gegenwart zu integrieren und zugleich hält das Bekenntnis fest. Und, für die wahre Einheit der Kirche ist die Predigt und die Darreichung der Sakramente notwendig, nicht aber die „von Menschen eingesetzten Zeremonien“!

Sehr geehrte Damen und Herren! Was ich Ihnen hier vortrage, ist ein leidenschaftliches Plädoyer für ein Leben mit der Bibel. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass wir uns als Kirche gegenseitig bereichern, wenn wir unsere Auslegung von dem, was wir dort lesen, in einen Kreis anderer Christinnen und Christen einbringen und wie die Glieder eines Leibes, diese Vielfalt als bereichernd, ja, als notwendig für diesen Leib ansehen. Vielen kommt das wie eine Zumutung zu. Daher will ich als Landesbischof dieser Kirche Horizonte benennen, die ein solches Leben in Vielfalt der einen Kirche Jesu Christi ausmachen können:



4. Horizonte der Gemeinschaft

In der bisherigen Debatte um die Grenzen der Auslegungsgemeinschaft haben wir zu wenig auf die Formen der Kommunikation geschaut. Es hat sich gezeigt, wie wichtig es ist, die Grenze dieser Gemeinschaft zu benennen.

Aber wer wollte einem Mitchristen das Recht der Bibelauslegung absprechen? Wer wollte sein eigenes Gewissen über das eines Mitchristen stellen?

In beiden Fällen geht es um das, was Paulus im Hinblick auf den Leib und die Glieder sagt: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit“ (1Kor 12,25). Wie kann Kommunikation gelingen, damit wir Bereicherung spüren und nicht Infragestellung?

Ich denke, mit Blick auf den heutigen Vormittag ist doch die Problemanzeige deutlich: Auch als Kirche müssen wir uns real dem Pluralismus dieser Gesellschaft stellen, der uns herausfordert – das merken wir gerade bei der strategischen Planung der Landeskirche.

In dieser Lage spielen für mich die Gemeinschaften eine wichtige Rolle. Sie können ein starkes Gefühl der Verbundenheit bewahren, weil sie Menschen, die sich bei ihnen versammeln, Heimat geben. Zugleich sollen sie ihr Gewicht zum Wohle der ganzen Landeskirche einbringen.

Wir alle stehen heute vor der gewaltigen Herausforderung, dass vielerorts Menschen in unserer Kirche einander fremd geworden sind. Diese Fremdheit des anderen drückt sich nicht nur in der jeweiligen Frömmigkeit aus, sondern auch in der Art der Kommunikation.

Der Kulturphilosoph Andreas Reckwitz hat jüngst in überzeugender Weise gezeigt, dass die umfassende Digitalisierung unserer Gesellschaft nicht nur zu einer neuen Form der Vereinzelung führt – Reckwitz nennt das den Zwang der Menschen zur Singularität – sondern als Kehrseite davon auch neue Formen der Vergemeinschaftung, sog. „Neogemeinschaften“, ausprägt. Diese neuen Gemeinschaften (die mitunter auch in einer neugegründeten Facebook-Gruppe



bestehen können) erzeugen ihre starke innere emotionale Bindung durch Abgrenzung nach außen und nutzen dafür jeweils eigene Kommunikationskanäle. Reckwitz sieht darin eine zunehmende Gefahr, weil diese Neogemeinschaften⁵ in ihren eigenen „Filterblasen“ agieren und zu wenig offen sind für andere Wirklichkeiten.

Wohl alle Gemeinschaften stehen im digitalen Zeitalter vor der Herausforderung, Zusammenhalt so zu leben, dass die Kommunikation nicht abschließend, sondern öffnend ist.

Sprechen wir weiter eine Sprache des Evangeliums? Kommunizieren wir in „Filterblasen“ oder bringen wir uns in den Gesamtdiskurs der Kirche ein?

Auf der Ebene der Leitung denke ich, dass es wichtig ist, diese gesamtkirchliche Dimension besonders stark zu machen. Für unser heutiges Gespräch will ich auf zwei Erfahrungen aufmerksam machen, die mich optimistisch stimmen.

Ich denke da an die wichtige Neuunterzeichnung des Pietistenreskripts von 1993, das das gute Miteinander von Landeskirche und Gemeinschaften festhält und den bleibenden Auftrag des Pietismus betont, Teil von Kirchenleitung in dieser Landeskirche zu sein.

Zum anderen stimmt mich hoffnungsvoll, dass die 2011 gegründete Internationale Hochschule Liebenzell, die ja 2011 aus dem Theologischen Seminar der Liebenzeller Mission hervorging, vom Wissenschaftsrat der Bundesrepublik Deutschland institutionell akkreditiert² und vom Land Baden-Württemberg staatlich anerkannt ist. Mit den hier möglichen Studiengängen sehe ich keine Konkurrenz zu den Fakultäten, sehr wohl aber würdige ich im Hinblick auf die Tradition der Bibelauslegung die Anstrengung, sich anderen Wissenschaftstraditionen der Bibelauslegung behutsam zu öffnen.

⁵ Andreas Reckwitz, Die Gesellschaft der Singularitäten, Berlin/Frankfurt a.M. 2017, 261f.



Ich komme zum Schluss meines Vortrages: Suchen wir miteinander, wo gemeinsame Zielverständigungen möglich sind und welche Schritte dann wie gegangen werden müssen. Auch Vertreterinnen und Vertreter des württembergische Pietismus haben in manchen Äußerungen der letzten Wochen darauf hingewiesen, dass wir nicht einfach so tun können, als ob alles wieder beim Alten sei und es keine Notwendigkeit gebe, neu nachzudenken, wie eine „angemessene pastoraltheologische Begleitung gleichgeschlechtlicher Paare“ aussehen könne. Auch manche der Gemeinschaften haben sich mit dieser Fragestellung beschäftigt. Sicher sind die Antworten ganz unterschiedlich. Aber es ist deutlich geworden, dass wir neu ins Gespräch gehen müssen.